



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentzsch, Carl: Friedrich Nietzsche. 5

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Friedrich Nietzsche

Von Carl Jentsch

5



ie in der Einleitung bemerkt worden ist, genügt schon die Verlogenheit unsrer Zeit, höflicher ausgedrückt, der allgemeine Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, einen Geist wie Nietzsche zur Auflehnung gegen alle geltende Autorität, namentlich gegen die des Christentums zu reizen. Welcher tiefer Denkende hätte nicht schon gedacht und empfunden, was Nietzsche an den folgenden Stellen ausspricht: „Wenn das Christentum mit seinen Sägen vom rächenden Gotte, der allgemeinen Sündhaftigkeit, der Gnadenwahl und der Gefahr einer ewigen Verdammnis Recht hätte, so wäre es ein Zeichen von Schwachfinn und Charakterlosigkeit, nicht Priester, Apostel oder Einsiedler zu werden und mit Furcht und Zittern einzig am eignen Heile zu arbeiten; es wäre unsinnig, den ewigen Vorteil gegen die zeitliche Bequemlichkeit so aus dem Auge zu lassen. Vorausgesetzt, daß überhaupt geglaubt wird, so ist der Alltagschrist eine erbärmliche Figur, ein Mensch, der wirklich nicht bis drei zählen kann, und der übrigens, gerade wegen seiner geistigen Unzurechnungsfähigkeit, es nicht verdiente, so hart bestraft zu werden, wie das Christentum ihm verheißt“ (II, 128). „Ihr Frommen und Gläubigen, wenn der Glaube euch selig macht, so gebt euch auch als selig! Eure Gesichter sind immer euerm Glauben schädlicher*) gewesen als unsre Gründe! Wenn jene frohe Botschaft eurer Bibel euch ins Gesicht geschrieben wäre, ihr brauchtet den Glauben an die Autorität dieses Buches nicht so halsstarrig zu fordern: eure Worte, eure Handlungen sollten die Bibel fortwährend überflüssig machen, eine neue Bibel sollte durch euch fortwährend entstehen! So aber hat alle eure Apologie des Christentums ihre Wurzel in euerm Unchristentum; mit eurer Verteidigung schreibt ihr eure eigne Anklageschrift“ (III, 56). „Nicht ihre Menschenliebe, sondern die Ohnmacht

*) Der Leser wird längst bemerkt haben, daß Nietzsches Stil nicht durchweg mustergerig ist. Jeder sieht hier, daß er etwas anderes meint, als was das Wort besagt. Bei den Zitaten aus den letzten vier Bänden kann zur Entschuldigung dienen, daß sie Aufsätzen, Aphorismen und Bruchstücken entnommen sind, die er nicht selbst druckfertig gemacht hat; aber dieses hier ist aus „Menschliches, allzu menschliches.“

ihrer Menschenliebe hindert die Christen von heute, uns — zu verbrennen“ (VII, 99). „Das asketische Ideal hat auch in der geistigsten Sphäre einsteilen immer nur noch eine Art von wirklichen Feinden und Schädigern: das sind die Komödianten dieses Ideals, denn sie wecken Mißtrauen. Überall sonst, wo der Geist heute streng, mächtig und ohne Falschmünzerei am Werke ist, entbehrt er jetzt überhaupt des Ideals — der populäre Ausdruck für diese Abstinenz ist »Atheismus« —: abgerechnet seines [so!] Willens zur Wahrheit. Dieser Wille aber, dieser Rest von Ideal, ist, wenn man mir glauben will, jenes Ideal selbst in seiner strengsten, geistigsten Formulierung, esoterisch ganz und gar, alles Außenwerks entkleidet, somit nicht sowohl sein Rest, als sein Kern. Der unbedingte redliche Atheismus (und seine Lust allein atmen wir, wir geistigern Menschen dieses Zeitalters!) steht demgemäß nicht im Gegensatz zu jenem Ideale, wie es den Anschein hat; er ist vielmehr nur eine seiner letzten Entwicklungsphasen, eine seiner Schlußformen und inneren Folgerichtigkeiten, er ist die ehrfurchtgebietende Katastrophe einer zweitausendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schlusse sich die Lüge im Glauben an Gott verbietet“ (VII, 480).

Daß nun unter den Urteilen über das Christentum nicht wenige vorkommen, die einander widersprechen, versteht sich bei einem Nietzsche von selbst. Freilich überwiegen die ungünstigen. „Wenn wir eines Sonntags Morgens die alten Glocken brummen hören, da fragen wir uns: Ist es nur möglich! Dies gilt einem vor zwei Jahrtausenden gekreuzigten Juden, welcher sagte, er sei Gottes Sohn. Der Beweis für eine solche Behauptung fehlt“ (II, 126). Mit dem Christentume „kann man sich nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntnis schlechterdings nicht mehr einlassen, ohne sein intellektuelles Gewissen heillos zu beschmutzen und vor sich und andern preiszugeben“ (II, 117). „Der christliche Entschluß, die Welt häßlich und schlecht zu finden, hat die Welt häßlich und schlecht gemacht. . . . Der Stifter des Christentums meinte, an nichts litten die Menschen so sehr, als an ihren Sünden; es war sein Irrtum, der Irrtum dessen, der sich ohne Sünde fühlte, dem es hierin an Erfahrung gebrach. Aber die Christen haben es verstanden, ihrem Meister nachträglich Recht zu schaffen und seinen Irrtum zur Wahrheit zu heiligen“ (V, 168 und 172). Oft klagt er das Christentum an, daß es die Natur, die Welt, den Menschen verleumde. Er verachtet die Engländer als eine ganz unphilosophische Rasse. „Woran es in England fehlt und immer gefehlt hat, das wußte jener Halb-Schauspieler und Rhetor gut genug, der abgeschmackte Wirrkopf Carlyle, welcher es unter leidenschaftlichen Fragen zu verbergen suchte, was er von sich selbst wußte: nämlich woran es in Carlyle fehlte, an eigentlicher Macht der Geistigkeit, an eigentlicher Tiefe des geistigen Blicks, kurz an Philosophie. Es kennzeichnet eine solche unphilosophische Rasse, daß sie streng zum Christentum hält; sie braucht seine Zucht zur Moralisierung und Ver-

menschlchung. Der Engländer, düsterer, sinnlicher, willensstärker und brutaler als der Deutsche, ist eben deshalb, als der gemeinere von beiden, auch frömmere als der Deutsche: er hat das Christentum eben noch nötiger." Er verwende es als Gegengift gegen den Alkoholismus. Und außerdem werde die englische Plumpheit und Bauern-Ernsthaftigkeit „durch Beten und Psalmenfingen noch am erträglichsten verkleidet; für jenes Vieh von Trunkenbolden und Ausschweifenden, welches ehemals unter der Gewalt des Methodismus und neuerdings wieder als Heilsarmee moralisch grunzen lernt, mag wirklich ein Bußkrampf die verhältnismäßig höchste Leistung von »Humanität« sein, zu der es gesteigert werden kann" (VII, 211). Als ein Gemisch von geschwächtem, vergrößertem Griechentum und von Pfaffentum charakterisiert er X, 155 das Christentum. Unter seiner Herrschaft sei die Moral aus einer Lebensbedingung der Völker der ärgste Gegensatz zum Leben geworden, grundsätzliche Verschlechterung der Phantasie, böser Blick für alle Dinge. „Was ist jüdische, was ist christliche Moral? Der Zufall um seine Unschuld gebracht; das Unglück mit dem Begriff »Sünde« beschmutzt; das Wohlbefinden als Gefahr, als Versuchung, das psychologische Übelbefinden mit dem Gewissenswurm vergiftet" (VIII, 246). Dem Bibelfundigen braucht man nicht zu sagen, daß, soweit Christen solchen Unfug treiben, die Bibel unschuldig daran ist, wie unter andern das Buch Hiob beweist und Joh. 9, wo die Jünger fragen: Wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde? Christus aber antwortet: Weder dieser hat gesündigt noch seine Eltern. Bei solcher Auffassung des Christentums wundert man sich nicht weiter, II, 45 zu lesen, daß die Philosophie nicht ein Ersatz für die Religion sein, sondern daß es eines Ersatzes gar nicht bedürfen soll, da die — bloß eingebildden — Bedürfnisse auszurotten seien, die bisher durch die Religion befriedigt worden sind. Wenn er hofft, die allgemeine Erkenntnis der „Thatsache," daß Gott tot sei, werde der Welt die Heiterkeit wiedergeben, so meint er natürlich nicht die Heiterkeit der „Heiterlinge."

Andererseits fehlt es nicht an anerkennenden Zeugnissen. Wenn er I, 448 das Christentum eine der reinsten Offenbarungen des Dranges nach Kultur, nach immer erneuter Erzeugung des Heiligen nennt und seinen jetzigen kläglichen Zustand darauf zurückführt, daß es immer vom Staate als Werkzeug gemißbraucht worden sei, so ist darauf freilich noch kein Gewicht zu legen, weil diese Äußerung jener frühern Zeit entstammt, wo er das Christentum noch nicht geradezu haßte. Aber auch später läßt er ihm doch noch so manches Gute. Es verschönere die gewöhnlichen Menschen (II, 128). Es sei nach der Zeit des noch bäurischen Petrus eine sehr geistreiche Religion geworden und habe „vielleicht die feinsten Gestalten der menschlichen Gesellschaft ausgemeißelt, die es bisher gegeben hat: die Gestalten der höhern und höchsten Geistlichkeit," die er beinahe enthusiastisch schildert. Er fügt dann bei: „Die mächtige

Schönheit und Feinheit der Kirchenfürsten hat immerdar für das Volk die Wahrheit der Kirche bewiesen; eine zeitweilige Brutalisierung der Geistlichkeit (wie zu Zeiten Luthers) führte immer den Glauben an das Gegenteil mit sich“ (IV, 59 bis 60). Eine sehr richtige Bemerkung! Wunder schön, bis auf zwei unnütze Worte, sagt er VII, 85: „Den Menschen zu lieben um Gottes willen, das war bis jetzt das vornehmste und entlegenste Gefühl, das unter Menschen erreicht worden ist. Daß die Liebe zum Menschen ohne irgend eine heiligende Hinterabsicht eine Dummheit und Tierheit mehr ist, daß der Gang zu dieser Menschenliebe erst von einem höhern Gange sein Maß, seine Feinheit, sein Körnchen Salz und Stäubchen Ambra zu bekommen hat — welcher Mensch es auch war, der dies zuerst empfunden und erlebt hat, wie sehr auch seine Zunge gestolpert[?] haben mag, als sie versuchte, solch ein Zartheit auszudrücken, er bleibe uns in allen Zeiten heilig und verehrungswert, als der Mensch, der am höchsten bisher geflogen und am schönsten sich verirrt[?] hat.“ Was hat es diesem Bekenntnis gegenüber zu bedeuten, daß er an andern Stellen der erlangten bessern Überzeugung ins Gesicht schlägt und die Liebe um Gottes willen verspottet? Ähnlich verhält es sich mit seinen Behauptungen über die Einwirkung des Christentums auf den Wahrheitsinn. VII, 481 fragt er, was eigentlich über den christlichen Gott gesiegt habe. (Daß dieser endgültig besiegt sei, durfte man in den siebziger Jahren, wo es für die „Weiterlinge“ eine Lust war zu leben, schon glauben.) Und er antwortet: „Die christliche Moralität selbst, der immer strenger genommene Begriff der Wahrigkeit, die Beichtväterfeinheit des christlichen Gewissens, übersetzt und sublimiert zum wissenschaftlichen Gewissen, zur intellektuellen Sauberkeit um jeden Preis.“ Dieses verfeinerte Gewissen habe dem Glauben absagen müssen, sobald es die Falschheit und Unwirklichkeit der Glaubenssätze erkannt habe. Dagegen klagt er dann wieder, z. B. X, 317, über die „witzige Verlogenheit,“ die das Christentum in die Menschheit hineingebracht habe. Wie hoch er die Askese hält, ist schon erwähnt worden. „Alle meine Ehrfurcht dem asketischen Ideal, sofern es ehrlich ist,“ ruft er VII, 478, und ein paar Seiten weiterhin führt er aus, daß ohne dieses Ideal das Menschentier bisher gar keinen Sinn gehabt haben würde. Die Bibel nennt er in demselben Bande S. 216 das beste deutsche Buch; „gegen Luthers Bibel gehalten ist fast alles übrige nur »Litteratur.«“ S. 249 bemißt er den Wert einer Seele darnach, in welchem Grade sie Ehrfurcht zu empfinden vermöge. „Die Gemeinheit mancher Natur sprüht [so!] plötzlich wie schmutziges Wasser hervor, wenn irgend ein heiliges Gefäß, irgend eine Kostbarkeit aus verschlossenen Schreinen, irgend ein Buch mit den Zeichen des großen Schicksals vorübergetragen wird; und andrerseits giebt es ein unwillkürliches Verstummen, ein Zögern des Auges, ein Stillewerden aller Geberden, worin sich ausspricht, daß eine Seele die Nähe des Verehrungswürdigsten fühlt. Die Art, mit der im ganzen bisher die Ehr-

furcht vor der Bibel in Europa aufrecht erhalten wird, ist vielleicht das beste Stück Zucht und Verfeinerung der Sitte, das Europa dem Christentum verdankt: solche Bücher der Tiefe und der letzten Bedeutsamkeit brauchen zu ihrem Schutz eine von außen kommende Tyrannei von Autorität, um jene Jahrtausende von Dauer zu gewinnen, welche nötig sind, sie auszuschöpfen und auszukurieren." (Den letzten, höchst wichtigen Satz bitten wir die Leser, im Gedächtnis zu behalten.) Ganz treffend und genau wird das Verhältnis der Religion zur Moralität X, 214 dargestellt: „Das Gutsein und das Mitleiden ist glücklicherweise unabhängig vom Verderben und Gedeihen einer Religion: dagegen ist das Gutthandeln sehr bestimmt durch religiöse Imperative. Die weitaus größte Masse der guten pflichtmäßigen Handlungen hat keinen ethischen Wert, sondern ist erzwungen. Die praktische Moralität wird bei allem Zusammenbrechen einer Religion sehr leiden. Die strafende und belohnende Metaphysik scheint unentbehrlich.“ Dem Volke will auch er die Religion erhalten wissen (was freilich in einer Zeit, wo alles lesen kann und liest, unmöglich ist, wenn die führenden Geister die Religion verloren haben). „Die Frömmigkeit ist die einzige erträgliche Form des gemeinen Menschen; wir wollen, daß das Volk religiös wird, damit wir nicht Ekel vor ihm empfinden, wie jetzt, wo der Anblick der Massen ekelhaft ist“ (XII, 206).

Die Versöhnung solcher Widersprüche liegt in dem Gedanken, daß die christliche Religion eine berechtigte und notwendige Kulturmacht, ihre Berechtigung aber begrenzt und nur relativ sei, und es fehlt nicht an Stellen, an denen versucht wird, die Grenzen der Berechtigung festzustellen. Freilich geraten diese Versuche selbst vielfach in Widerspruch gegen einander. So wenn einmal (III, 122 bis 123) das Christentum charakterisiert wird als ein Balsam für absterbende, ein Gift für lebenskräftige Barbarenvölker, dann aber wieder an vielen andern Stellen die Kirche als die Erzieherin oder vielmehr Bändigerin dieser Barbaren gerühmt wird. Wie ein Lob steht es zwar noch nicht aus, wenn er VIII, 103 die Kirche als eine Menagerie schildert, deren Wärter die schönsten Exemplare der blonden Bestie eingefangen und durch Hunger und Prügel krank gemacht hätten, was man dann Besserung genannt habe. Die Schwächung, bemerkt er S. 240, sei das christliche Rezept zur Zähmung, zur Zivilisation. Es fragt sich nur, ob es irgendwo sonst in der Welt ein andres Rezept zur Zivilisation giebt, als eine mäßige Schwächung der Naturtriebe, und ob ohne solche Zivilisation jene höhere philosophische Kultur möglich ist, die nach Nietzsche die besten erstreben sollen. Er selbst verneint diese Fragen S. 87 bis 89, wo er die unsterblichen Verdienste der Religion um die Menschheit darstellt, freilich eine Gegenrechnung aufmacht und es beklagt, daß sie zugleich grundsätzlich alle Kranken und Leidenden erhalten und dadurch die Rasse verschlechtert habe, aber doch auch die Notwendigkeit der Erziehung durch die Religion gerade auch für die Herrenmenschen anerkennt mit den Worten:

Grenzboden III 1898

„Asketismus und Puritanismus sind fast unentbehrliche Erziehungs- und Veredlungsmittel, wenn eine Rasse über ihre Herkunft aus dem Pöbel Herr werden will und sich zur einstmaligen Herrschaft emporarbeitet.“

Nicht minder widerspruchsvoll sind Nietzsches Urteile über die Reformation. Er kann nicht umhin, Luther zu verehren. Die verfluchte Volksseele! ruft er einmal; „wenn wir vom deutschen Geiste reden, so meinen wir Luther, Goethe, Schiller und einige andre.“ Namentlich dafür dankt er Luther, daß er die Geister von dem mönchischen Ideal abgezogen und ihnen die Thatkraft wiedergegeben habe. Im Kloster habe er als Durchforscher der Seelentiefen entdeckt: „es giebt gar keine wirkliche *vita contemplativa*! Wir haben uns betrügen lassen! Die Heiligen sind nicht mehr wert gewesen als wir alle.“ Dann wieder beschimpft er Luthern wegen seines bäurischen Wesens mit einem Worte, das ich nicht wiederholen mag (VII, 463), und charakterisirt ihn als einen groben Geist, der das Wesen der römischen Kirche und ihre Bedeutung für die Kultur nicht begriffen habe. Ja er beklagt es, daß Luther überhaupt gekommen sei und den christlichen Aberglauben neu belebt habe in einer Zeit, wo man auf dem besten Wege gewesen sei, das alte Heidentum wieder herzustellen; wäre doch Cesare Borgia Papst geworden! „Damit war das Christentum abgeschafft! Was geschah? Ein deutscher Mönch, Luther, kam nach Rom. Dieser Mönch, mit allen rachsüchtigen Instinkten eines verunglückten Priesters im Leibe, empörte sich in Rom gegen die Renaissance“ (VIII, 311). Andererseits wiederum erspart er Luthern nicht die entgegengesetzte Beschuldigung, er habe den Eölibat, das Priestertum und damit „den höhern Menschen“ abgeschafft und die Bibel den Philologen ausgeliefert. Gleich Buckle, den er übrigens zu tief verachtet, um sich auf ihn zu berufen, findet er, daß die Reformation darum im Norden Europas gesiegt habe, weil dieser in der Kultur hinter dem Süden zurückgewesen sei.

Die Urteile Nietzsches über Jesus sind im ganzen weniger anstößig, als man erwarten sollte. Sei es, daß ein Rest der Ehrfurcht, die sich dem Europäergemüte durch jahrtausendelange Übung eingeprägt hat, in ihm zurückgeblieben war, sei es, daß er die Gestalt Jesu wirklich anziehend fand, er betrachtet sie mit Liebe und Interesse, analysirt sie und gelangt zu würdigen Ergebnissen als Leute vom Schlage Renans. Einmal schildert er ihn sehr schön als den wahrhaft göttlichen Mann, der die ganze jüdische Buß- und Versöhnungspraxis abgethan und die frohe Botschaft gebracht habe, daß der Mensch nur recht zu leben brauche, um sich ohne Gesetz, Ritus, Dogma und dergleichen mit Gott eins zu wissen. Wenn er sich nun einbildet, die Evangelisten hätten die Gestalt Jesu vergrößert und gefälscht, indem sie ihn als einen Fanatiker des Angriffs darstellten, als einen Todfeind der Priester und Theologen, der sich aber selbst als ein richtender, habender, zürnender, bössartig-spizfindiger Theologe benehme, der gallig erregte Zustand der kirch-

lichen Propaganda sei auf den Typus des Meisters übergeflossen, wenn er sich das einbildet, so ist es nur aus dem Umstande zu erklären, daß er als grundsätzlicher Feind des Christentums im Neuen Testament unbedingt allerlei Schlimmes finden wollte. Sonst würde er sich doch gesagt haben, daß Jesus mit seiner frohen Botschaft den Häuptern des jüdischen Kirchenstaats als ihr Todfeind erscheinen mußte, und wenn nun Jesus mit der vollendeten Sanftmut Kraft und Kühnheit verband, wenn er selbst den unvermeidlichen Kriegszustand sofort erkannte und als ein tapferer Mann den Angriff als die beste Art der Verteidigung wählte, also gerade so handelte wie Nietzsche, wie kann dieser darin eine Vergrößerung und Fälschung des Charakterbildes Jesu finden? Aber das Christentum soll nun einmal unbedingt totgeschlagen werden, und darum müssen die jüdischen Talmudisten mit ihren läppischen Gebräuchen und Lüsteien eine edle Herrenrasse sein, und wenn sich Jesus, der freie Geist, gegen die unvernünftige Einschnürung der Geister kühn erhebt, so muß das hineingelogen sein in das Neue Testament, hineingelogen von dem Sklavenvöbel, der sich gegen jene edeln Herren empörte. Übrigens hat Nietzsche wiederholt versucht, sich die Person Jesu in anmutiger legendenhafter Dichtung verständlich zu machen, und hat das ihm selbst Verwandte in dieser Person deutlich ausgesprochen, z. B. XII, 379: „Jesus von Nazareth liebte die Bösen, aber nicht die Guten: der Anblick von deren moralischer Entrüstung brachte selbst ihn zum Fluchen. Überall, wo gerichtet wurde, nahm er Partei gegen die Richtenden: er wollte der Vernichter der Moral sein.“ Tiefe Wahrheiten, die freilich cum grano salis aufgenommen werden wollen, liegen in seinen Behauptungen, der einzige wirkliche Christ sei am Kreuze gestorben, das Christentum sei so ziemlich das Gegenteil von dem, was der Name besage, und erst heute werde Christus verstanden. „Erst wir, wir freigewordenen Geister, haben die Voraussetzung dafür, etwas zu verstehen, das neunzehn Jahrhunderte mißverstanden haben“ (VIII, 261). Der letzte Satz ist dahin zu berichtigen, daß Christus überhaupt von keinem Geschlecht vollständig verstanden werden kann, so wenig wie irgend ein Geschlecht das Geheimnis der Gottheit zu ergründen oder das Welträtsel zu lösen vermag, und daß die amtlichen Hüter und Überlieferer des großen Geheimnisses am weitesten vom Verständnis entfernt zu sein pflegen, weil bei der Bibelerklärung ihre eignen Interessen ins Spiel kommen, und sie daher mehr als irgend ein anderer Mensch an Befangenheit leiden. Den meisten von ihnen geht es so wie ihren Vorgängern, die auf dem Stuhle Moses saßen, und über die Christus Matthäus 23 das vernichtende Urteil sprechen mußte. Und so kann sich das Wunderbare ereignen, daß ein Atheist Christum besser versteht als ein gläubenseifriger Priester des Christentums. Urteilt also Nietzsche über die Person des Erlösers im ganzen billig und verständig, so verdient dagegen das, was er gegen Paulus sagt, gar keine Beachtung. Er haßt ihn tödlich; warum? Das ist nicht leicht zu

finden; vielleicht aus Konkurrenzneid, weil Paulus schon 1800 Jahre vor ihm die Gesetzesknechtschaft grundsätzlich gebrochen hat. Zu Nietzsches Entschuldigung glaube ich, daß er seit seiner Konfirmation in den Briefen des Apostels nicht mehr gelesen hat.

Die beiden schwersten Vorwürfe, die er gegen das Christentum erhebt, sind die, daß es den Leib entwürdigte, und daß es der Sklavenmoral zur Herrschaft verholfen habe. In Beziehung auf den ersten Punkt klagt er — um aus den vielen Stellen dieser Art nur einige wenige hervorzuheben —, daß das Christentum nicht allein das Altertum im allgemeinen durchteufelt habe, was der Gipfel verleumderischer Bosheit sei (XII, 161), sondern auch sich noch ganz besonders am Geschlechtsleben vergangen habe. „Das Christentum gab dem Gros Gift zu trinken: er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster.“ Und VIII, 173: „Erst das Christentum, mit seinem Ressentiment gegen das Leben auf dem Grunde, hat aus der Geschlechtlichkeit etwas Unreines gemacht: es warf Rot auf den Anfang, auf die Voraussetzung des Lebens.“ Wir andern, ruft er S. 288 desselben Bandes, „die wir den Mut zur Gesundheit und auch zur Verachtung haben, wie dürfen wir eine Religion verachten, die den Leib mißverstehen lehrte!“ Wer mißversteht, das ist Nietzsche. Allerdings ist er zu entschuldigen. Leicht ist die Sache nicht zu verstehen, viel wird immer darin geheimnisvoll bleiben, und die Vertreter der Kirche haben sie freilich oft genug noch mehr verwirrt, anstatt daß sie uns zu einem leidlichen Verständnis verholfen hätten. Das Grundsätzliche, wie ich es verstehe, habe ich wiederholt bei andern Gelegenheiten dargelegt und kann mich hier daher kurz fassen. Das Neue Testament lehrt keineswegs den Leib gering achten und den Geschlechtstrieb für etwas Böses ansehen. Es ist auch nicht einmal prüde. Der Begriff vom Leibe, den Nietzsche bekämpft, ist manichäisch; der Manichäismus, ein Ableger des Parsismus, ist schon zweihundert Jahre vor dem Auftreten des Mannes, der ihm den Namen gegeben hat, in die noch ganz junge Kirche eingedrungen, und die Apostel haben ihn bekämpft. Der erste Timotheusbrief z. B. warnt vor Verführern, die verbieten, zu heiraten und Speisen zu genießen, und erklärt ausdrücklich: „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts verwerflich, was mit Dankagung genossen wird.“ Manichäische Anschauungen haben sich nun bis auf den heutigen Tag in der Kirche behauptet, und mit ihnen hat sich in neuerer Zeit die dem christlichen Mittelalter ebenso wie den Reformatoren ganz fremde Brüderie verbunden. Diese ist einerseits aus der Plumpheit des durchschnittlichen Engländer entstanden, bei dem sofort die Bestie hervorbricht, wenn er nicht durch die Fesseln der strengen Sitte gezügelt wird, andererseits aus der Vornehmthueri der höhern Stände, und wer will heute nicht zu den höhern Ständen gerechnet werden! Man will sich als etwas besseres zeigen als die gewöhnlichen Menschen, und im Wettstreit um die Vornehmheit des Benehmens gelangt man schließlich

dahin, daß man sich seiner Menschennatur schämt.*) Dazu kommt endlich die Verlegenheit der heutigen Gesetzgeber und der Obrigkeiten, die daraus entspringt, daß die Zusammenhäufung ungeheurer Menschenmassen leicht Zügellosigkeit erzeugt, daß das moderne Leben sowohl die äußern Bedingungen einer festen Sitte: Kleinheit und Geschlossenheit der Gemeinden, zerstört, wie ihren innern Quell, den festen, klaren, einfachen religiösen Glauben verstopft hat, daß an dessen Stelle alle Meinungen aller Völker und Zeiten getreten sind, daß ein-

*) Daß die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse nach pädagogischen Rücksichten und der Gesundheit wegen geregelt, und daß das Ekelhafte daran verborgen werde, wird bei jedem leidlich zivilisierten Heidenvolke gefordert. Xenophon geht in der Beschreibung seines idealen Perserstaates (Cyropädie I, II, 16) soweit, zu verlangen, daß die jungen Leute überhaupt keine Feuchtigkeits absondern, z. B. keinen Speichel auswerfen sollen, weil alle bei den selbstverständlich sehr mäßigen Mahlzeiten aufgenommene Flüssigkeit so vollständig durch Arbeit und Leibesübungen aufzuzehren sei, daß nichts abzusondern bleibe, womit er freilich wohl etwas physiologisch Unmögliches forderte. Bei den Römern kam die Würde des Pater familias, auf die so großes Gewicht gelegt wurde, und auf der der Staat beruhte, hinzu, eine strenge Sitte zu fordern, die den Hausherrn und die Matrone der Gefahr überhob, in eine lächerliche Situation zu geraten und von den Kindern oder dem Hausgesinde verspottet zu werden. Obgleich daher die Alten vom Manichäismus so weit entfernt waren, daß sie das Geheimnis der Zeugung in den Staatsfesten wie bei den Familien- und Erntefesten feierten und verehrten, war doch überall da, wo es nicht auf Pöffen abgesehen war, und an solchen nahm zu bestimmten Zeiten und bei gewissen Gelegenheiten auch der gestrenge römische Hausherr teil, auch ihre Sprache anständig und züchtig, ohne jedoch die Bezeichnung des Natürlichen dort, wo es die Umstände erforderten, ängstlich zu scheuen. Cicero erörtert in einem Briefe an Pätus (ad diversos 9, 22) und de officiis I, 35 die Frage, ob die Cyniker und einige Stoiker mit ihrer Behauptung recht hätten, es sei Thorheit, obscöne Worte zu meiden. Liberis operam dare sei doch sogar ein Verdienst um den Staat; wie komme man dazu, die Bezeichnung dafür zu meiden, während sich niemand scheue, Wörter wie stehlen und rauben auszusprechen, die doch etwas wirklich Unanständiges bezeichnen. Cicero will, wie er in dem Briefe sagt, lieber bei der Verecundia Platonis bleiben, obgleich es ihm nicht entgeht, wie ungereimt es erscheint, wenn eine für unanständig geltende aber unvermeidliche Sache mit einem anständig klingenden neuen Namen bezeichnet wird, damit die Uneingeweihten nicht merken, wovon man spricht, und dann, sobald die neue Nebenbedeutung des anständigen Wortes allgemein bekannt geworden ist, wieder mit einem andern neuen Namen. (Man denke an den bei uns üblichen häufigen Wechsel in der Bezeichnung eines gewissen leider in jedem Hause unentbehrlichen Ortes!) Der eigentliche Grund der verecundia in der Ausdrucksweise ist ihm wohl nicht klar geworden. An der erwähnten Stelle des Büchleins de officiis schreibt er: Nos autem (im Gegensatz zu den Cynikern) naturam sequamur, et ab omni, quod abhorret ab oculorum auriumque approbatione, fugiamus. Dann dürfte man auch den Namen einer auffallend häßlichen Person oder eines übelriechenden Medikaments nicht nennen. Nietzsche selbst sieht XII, 42 in dem ästhetischen Urteile, das die innern Organe des Menschen und deren Einrichtungen als etwas häßliches und ekelhaftes bezeichnet, den Anfang der Unterscheidung zwischen dem Höhern und dem Niedern. „Der Mensch, soweit er nicht Gestalt ist, ist sich ekelhaft, er thut alles, um nicht daran zu denken.“ Bekanntlich ist es die Wissenschaft, die den höhern Menschen diesen Ekel überwinden lehrt, aber ohne den höhern Menschen wäre die Wissenschaft nicht vorhanden. Andererseits geht die moderne Prüberei soweit, sich des Leibes, auch soweit er Gestalt ist, ja gerade der Gestalt, zu schämen.

ander unter anderm ein manichäischer Abscheu vor dem Geschlechtsleben und völlige Gewissenlosigkeit gegenüberstehen, und was vielleicht das schlimmste ist, daß es den meisten der Menschen, die Glaubensmeinungen und Grundsätze aussprechen, mit ihren Glaubensmeinungen und Grundsätzen gar nicht ernst ist. Namentlich ist der einfache, klare Grundsatz der antiken Moral verloren gegangen, daß, wo beim Geschlechtsverkehr Böses vorkommt, das Böse nicht im Natürlichen liegt, sondern, wie bei der Befriedigung der übrigen leiblichen Bedürfnisse, in den Schädigungen der eignen Person oder des Nächsten und in den Rechtsverletzungen, die damit verbunden sind. Und so ist man denn bei jener Verwirrung der Strafrechtspflege angelangt, die ich schon einmal geschildert habe, und die soweit geht, daß grobe Verbrechen, die von den edlern Heidenvölkern mit dem Tode bestraft worden sind, bei uns ganz unbestraft bleiben, daß andre noch gröbere Verbrechen, z. B. das Mißbrauchen von Kindern, viel zu mild gestraft werden (aus einem Berliner Blatt, der Frauenkorrespondenz, erfährt man, daß sogar eine beträchtliche Anzahl dieser Verbrechen grundsätzlich unbestraft bleibt), während eine bloße Unterlassung, an der bis vor zwanzig Jahren kein Richter in der ganzen Welt den Thatbestand eines Verbrechens gefunden hätte, mit Zuchthaus bestraft wird, eine Unterlassung, von der die Richter recht gut wissen, daß sie auf dem Lande hunderttausendfach vorkommt. *) Die Gesetzgeber zeigen diesem Wirrwar gegenüber das Bild kläglichster Ratlosigkeit. Die Frommen oder sich fromm geberdenden unter ihnen stellen den Grundsatz auf, der Staat habe die „Sünde“ zu verhüten und zu bestrafen. (Wenn das wahr wäre, dann müßte das ganze Reich ein einziges Zuchthaus sein, für das man die Aufseher aus dem Himmel zu bestellen hätte, da wir Menschen ja allzumal Sünder sind.) Die andern wollen das nicht zugeben, aber was sie eigentlich wollen, das wissen sie selbst nicht, feste Grundsätze haben sie entweder nicht oder wagen sie nicht auszusprechen. Und dieser Verwirrung der Behörden entspricht die Verwirrung der Gewissen. Während von den einen das abscheulichste, was im heidnischen Griechenland gar nicht möglich gewesen wäre, begangen wird ohne eine Spur von Gewissensbissen, werden edle Jünglinge von Gewissensbissen geplagt aus keinem andern Grunde, als weil sie merken, daß sie Männer werden. Und die gute Polizei konfisziert im Schaufenster ein Bildchen, dessen Original hart daneben riesengroß auf der Schloßbrücke steht; heute gestattet diese selbe Polizei die Eröffnung eines Drapheums, in dem es zugeht, wie es an keinem altgriechischen Vergnügungsort zugegangen ist, und morgen verbietet sie ein harmloses Theaterstück. Also die

*) Der Bauernstand der österreichischen Alpenländer und mancher Gegenden Deutschlands beruht darauf, weil es ohne solches Zulassen kein Gefinde geben könnte. Auch der Aulus Agorius der Preussischen Jahrbücher hat diese Ungeheuerlichkeit der Rechtspflege gegeistelt und hervorgehoben, wie sich die Richter lange Zeit dagegen gesträubt haben; feste Grundsätze für die Beurteilung der Sittlichkeitsvergehen stellt er jedoch nicht auf.

Verwirrung ist groß, und Nietzsche war vollauf berechtigt, dagegen aufzutreten, aber er hat seinen Angriff gegen eine Macht gerichtet, die an dem Übel nicht schuld ist, und er hat es auch seinerseits unterlassen, Grundsätze aufzustellen, nach denen eine neue, folgerichtige und klare Sitte und Gesetzgebung geschaffen werden könnte. Im einzelnen bringt er zur Sache manches Wahre und Beachtenswerte bei, z. B. die folgende Bemerkung: „Zulezt hat die Vertheufung des Gros einen Komödienausgang bekommen: der »Teufel« Gros ist allmählich den Menschen interessanter als alle Engel und Heiligen geworden, dank der Munkelrei und Geheimthuerei der Kirche in allen erotischen Dingen: sie hat bewirkt, bis in unsre Zeiten hinein, daß die Liebesgeschichte das einzige wirkliche Interesse wurde, das allen Kreisen gemein ist, in einer dem Altertum unbegreiflichen Übertreibung, der später auch noch einmal das Gelächter folgen wird. Unsre ganze Dichterei und Denkerei, vom größten bis zum niedrigsten, ist durch die ausschweifende Wichtigkeit, mit der die Liebesgeschichte darin als Hauptgeschichte auftritt, gezeichnet und mehr als gezeichnet: vielleicht daß ihrerhalber die Nachwelt urteilt, auf der ganzen Hinterlassenschaft der christlichen Kultur liege etwas Kleinliches und Verrücktes.“ Setzen wir statt „christliche Kultur“ lieber moderne Spießbürgerei, so ist die Bemerkung richtig, wie man bei einem Vergleich unsrer heutigen Litteratur mit der antiken sofort bemerkt. Naturtriebe, denen jede Äußerung verwehrt wird, werden eben toll. Ein gesunder Mensch, der täglich seine ordentlichen Mahlzeiten hat, denkt höchstens kurz vor der Mahlzeit, wenn er den Hunger spürt, ans Essen, und zwar ohne alle Aufregung und ohne der Sache Wichtigkeit beizulegen, und fühlt sich kaum je veranlaßt, vom Speisen und vom Essen zu sprechen; ein Mensch dagegen, der lange Zeit Hunger leiden muß und seinen Hunger nur notdürftig mit widerlichen Nahrungsmitteln stillen kann, träumt Tag und Nacht von üppigen Gastmählern und kostbaren Leckerbissen, leidet an krankhaften Appetiten und schwebt in Gefahr, unter dem Antriebe dieser Appetite einmal etwas Verrücktes zu thun.

Die Grundzüge der Lehre Nietzsches von der Herren- und Sklavenmoral darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Die Herrschenden nennen den gut, der vergelten kann, „der dankbar und rachsüchtig ist“; den Schwachen, der nicht vergelten kann, nennen sie schlecht und verachten ihn. Dagegen giebt es für sie keine Bösen; den Feind hassen sie nicht als einen Bösen, sondern sie achten ihn als einen ebenbürtigen, also guten Gegner. Die Schwachen dagegen fürchten jedermann und halten daher jedermann für böse. Namentlich aber fürchten und hassen sie alle Hervorragenden, die ihnen am meisten schaden können. Das Christentum bedeutet nun einen Aufstand der Armen, Schwachen und Unterdrückten gegen die Reichen, Starken und Herrschenden. Indem die „Tschandala“ die Meinung verbreiteten, die Tugenden der Aristokraten seien Laster und böse, und daß als gut nur solche Eigenschaften anzusehen seien

wie Milde, Sanftmut und Wohlthätigkeit, bei deren allgemeiner Herrschaft der Schwache nichts zu fürchten hat, haben sie die Herrschenden nach und nach so eingeschüchtert, daß sich diese ihrer Herrschaft schämen, sie als Volksdienst und wie die Redensarten sonst lauten zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchen, und damit sind die echt aristokratischen, dem Wesen des Raubtiers verwandten Tugenden allmählich verschwunden. So haben sich die „Tschandala“ für die Verachtung und Unterdrückung, die sie früher zu erleiden hatten, gerächt. Mit dem Christentum hat der Sklavenaufstand der Moral begonnen, die französische Revolution hat ihn vollendet. Seitdem gilt nur noch das als Tugend, was der Gemeinschaft, was der Menge, was wo möglich allen nützt, was Behagen gewährt und verbreitet, und alles gilt als böse, was irgend jemandem wehe thut. Auf diese Weise ist man bei der heutigen Herdenmoral angelangt, die das Schaf zum Menschheitsideal stempelt, alles Außergewöhnliche, alle Kraft- und Machterweise als böse brandmarkt, nichts Hervorragendes duldet und alle ohne Ausnahme zur jämmerlichsten Mittelmäßigkeit verurteilt. Die Reform hat also als Ziel zu erstreben, daß der Gegensatz zwischen gut und böse aufgehoben, der zwischen gut und schlecht wieder hergestellt werde.

Nietzsches ziemlich verwickelte Morallehre ist mit diesen Sätzen nur unvollständig wiedergegeben, aber sie genügen, um meine Stellung zu ihr klar zu machen. Für richtig erkläre ich, daß es eine solche Herrenmoral und eine solche Sklavenmoral, wie sie Nietzsche beschreibt, wirklich giebt; ferner, was er ebenfalls sagt, daß die heute herrschende Moral — sofern man bei der allgemeinen Verwirrung von einer solchen sprechen kann, nicht die Moral, sondern nur eine von vielen möglichen Moralien ist. Aber nicht richtig ist schon das, daß er die beschriebenen beiden Moralen für die einzige Art Herren- und Sklavenmoral hält. Es giebt Herren, die mit allen Herrentugenden: Tapferkeit, Lebenslust, Wahrhaftigkeit, Geradheit, Offenheit geschmückt sind und doch ihre schwachen Untergebenen nicht verachten, sondern schätzen und lieben. Und es giebt Untergebene, die zwar die Tugenden der Untergebenen zeigen, wie Gehorsam, Arbeitsamkeit, Treue, Geduld, aber dabei frei sind von den Sklavenlastern Neid, Furchtsamkeit, Größenhaß, Lüge, Kriecherei, Heuchelei, sodaß ihre Moral keineswegs den Namen Sklavenmoral verdient. Und wo solche Herren und solche Dienende zusammenkommen, da ergeben sich schöne sittliche Verhältnisse, wie Nietzsche gelegentlich selbst einmal bemerkt. Am allerwenigsten aber ist es richtig, daß das Christentum ein Aufstand armer dummer Teufel gegen wahre Größe sei, und daß die Christen Neidhämmer seien, die das Große und Glänzende der Welt schmähten, weil sie selbst klein und schmutzig seien. Vielmehr ist der Geist des Neuen Testaments die Vollendung jenes antiken Philosophengeistes, der alle bloß äußerliche Scheingröße verachtet, weil er sich über sie erhaben weiß, der in der Bedürfnislosigkeit seine Freiheit behauptet, und der in der Demütigung vor dem allein großen Gott den Mut und die

Kraft findet, irdischen Gewalthabern Widerstand zu leisten, wenn sie Unrechtes und Unwürdiges von ihm verlangen. Es ist eben der Geist, den Nietzsche selbst wieder herstellen möchte. Daß die leibliche Abstammung alles, der persönliche Charakter und Geist gar nichts zu bedeuten habe, oder daß jeder hoch oder reich Geborne schon allein durch seine Geburt zur Klasse der echten, der Geistesaristokratie gehöre, das hat Nietzsche, so viel er sich auch auf seine Abstammung von einem polnischen Grafen einbilden mochte, sicherlich nie in seinem Leben auch nur einen Augenblick geglaubt. Ein im Sklavenstand geborner kann sich zur innerlichen Freiheit emporringen, wie Epiktet, einer der edelsten Philosophen. Jedem solchen sagt nun Paulus, daß zwar die äußere Lage seine innere Freiheit nicht beeinträchtige, daß er jedoch, wenn er frei werden und so das Äußere mit dem Innern in Übereinstimmung bringen könne, die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen solle.



Wilibald Alexis

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des Dichters (29. Juni 1898)



er vaterländische Dichter, dessen Andenken die folgenden Zeilen gewidmet sind, klagt in der Vorrede seines bekanntesten Werkes über die Infamie des deutschen Publikums, das heute die Götzen seiner Laune in den Himmel hebe und sie morgen vom Piedestal stürze. Er verlangt, die öffentliche Meinung solle auch denen dankbar bleiben, die irgend einmal ihrem Zeitalter genügt hätten, und dürfe nicht hohnlachend über die alternden Poeten zur Tagesordnung übergehen. Die Bitterkeit dieser Worte an der Spitze des gelungensten Romans Häring's (der Hosen des Herrn von Bredow) erklärt sich hinlänglich aus den seltsamen Erfahrungen, die der Dichter mit der öffentlichen Meinung gemacht hatte. Nur einmal waren ihm vielschimmiger Beifall und allgemeine Volksgunst zu teil geworden, als er den Roman Walladmor unter Scott's Namen geschrieben hatte. Das Publikum hob ihn damals auf seinen Schild für ein Werk, das er selbst nur als das Augenblicksprodukt einer lecken Laune ansah. Als er dann nach langen Irr- und Lehrjahren seiner Muse den rechten Boden, auf dem er wurzeln und sich selbst zur Freude wachsen konnte, gefunden hatte, sah er sich einsam und von der Masse wie von den Kunststrichtern, die er schätzte, verlassen. Nur wenige Erfolge waren ihm dann noch gegönnt. Das trübe Schicksal des preußischen Vaterlandes nach 1848 kam hinzu, um ihm, dem tief und leidenschaftlich für die nationale Sache empfindenden, den Blick zu verdüstern und die Dichterschwingen zu lähmen. Er verfiel schließlich dem traurigsten, geistigen Marasmus, und als er 1871 starb, war er schon fast verschollen. Julian

Grenzboten III 1898